

# Berlin um 1900

Von

Adolf Heilborn

Berlin um die Jahrhundertwende — das war die von Wilhelm II. befohlene Weltstadt. Im äußeren Bilde ein Zwitter: halb „gute Mittelstadt“ noch, halb geplantes, aber nicht gekonntes Paris-London-New York. Gute Mittelstadt („wie es seitdem sich verändert hat!“, reimte damals Trojan) noch überall an der Peripherie und im alten Stadtkern, die „schönste Stadt der Welt“ (mit dem Kaiser zu reden) in den Zuckerbäckereien um das Schlüterschloß herum, im Tiergarten — nehmt alles nur in allem —, in den zum Grausen schönen Wohnpalästen, zumal im Trakt des Kurfürstendamms, den pompösen Bierpalästen und den Warenhäusern (leider hat Messel ja nur das eine, einzige erbaut). Im Verkehr: die Droschken (zweiter Jiete, erster Jiete, Schwarzlackierter, Weißlackierter), der Pferdeomnibus, bei dessen Scheibenklirren keine Unterhaltung möglich war, die Pferdebahn, die neben den ersten „Elektrischen“ noch immer mit dem Gebimmel der Feuerwehr durch manche Straßen schlich. Und wiederum: das erste Benzindroschkenauto, allgemein von schallendem Gelächter begrüßt, und „die Wannseebahn wird demnächst bis 1901 versuchsweise elektrisch betrieben.“

Die Bewohner? Das läßt sich am besten an der Weltanschauung (oder wie man das nennen will) und dem Stil zweier Romane zeigen: die Insassen von Stindes „Familie Buchholz“ (Berlin NO, Landsberger Straße) beginnen langsam, aber sicher auf die Gefilde von Döblins „Berlin Alexanderplatz“ zu übersiedeln. Bettina hat nie richtiger geurteilt als in jenem: „In Berlin wird mit der Zeit alles ruppig — sogar der Papst würde es werden.“

Das muß hier gleichsam in der Luft liegen. Denn die meisten „Berliner“ sind gar nicht aus Berlin, nicht mit Spreewasser getauft, sind überhaupt nur ein Begriff. Häufig genug ein höchstfataler: „Unsre grenzenlose Unbeliebtheit läßt keine Anerkennung aufkommen, auch da nicht, wo wir sie verdienen“, schreibt Fontane 1896 an seine Gattin.

Gerade auch um die Jahrhundertwende hatte Berlin wieder einmal einen starken Strom von Zuwandern aus Ostelbien, aus Breslau, vom Rhein her, nicht ganz so wogenreich aus Süddeutschland und — wegen der zunehmenden Verdienstmöglichkeiten in den riesenhaft angewachsenen Fabrikbetrieben — besonders aus den ländlichen Gegenden der Mark über sich ergehen lassen müssen. Solche Einwanderer amalgamieren sich meist überraschend schnell mit dem Quecksilber des Berlinertums und gehen dabei des Eigenmetalls gewöhnlich verlustig. Die nächste Generation zeigt sie dann als Bastard-Berliner, als eben *die* Berliner, denen Berlin seinen bekannten „guten Ruf“ in Deutschland (und darüber hinaus) verdankt. Sie nehmen zunächst als bequemsten Erwerb berlinisches Sprachgut an, werden groß im „Quatsch“, den schon Gutzkow in der Besonderheit von Wortverdrehung und Wortsalat als typisch berlinisch bezeichnete, und fühlen sich damit als „waschechte Berliner“. Den echten Reichshauptstädtler kennzeichnete um die Jahrhundertwende eine äußerliche Besonderheit: der Berliner — bis hinab in die unteren Stände, die ja alle beim „Kommiß“ eine bestimmte Politur erfahren hatten — trug jenen martialisch drohenden „Es-ist-erreicht“-Schnurrbart.